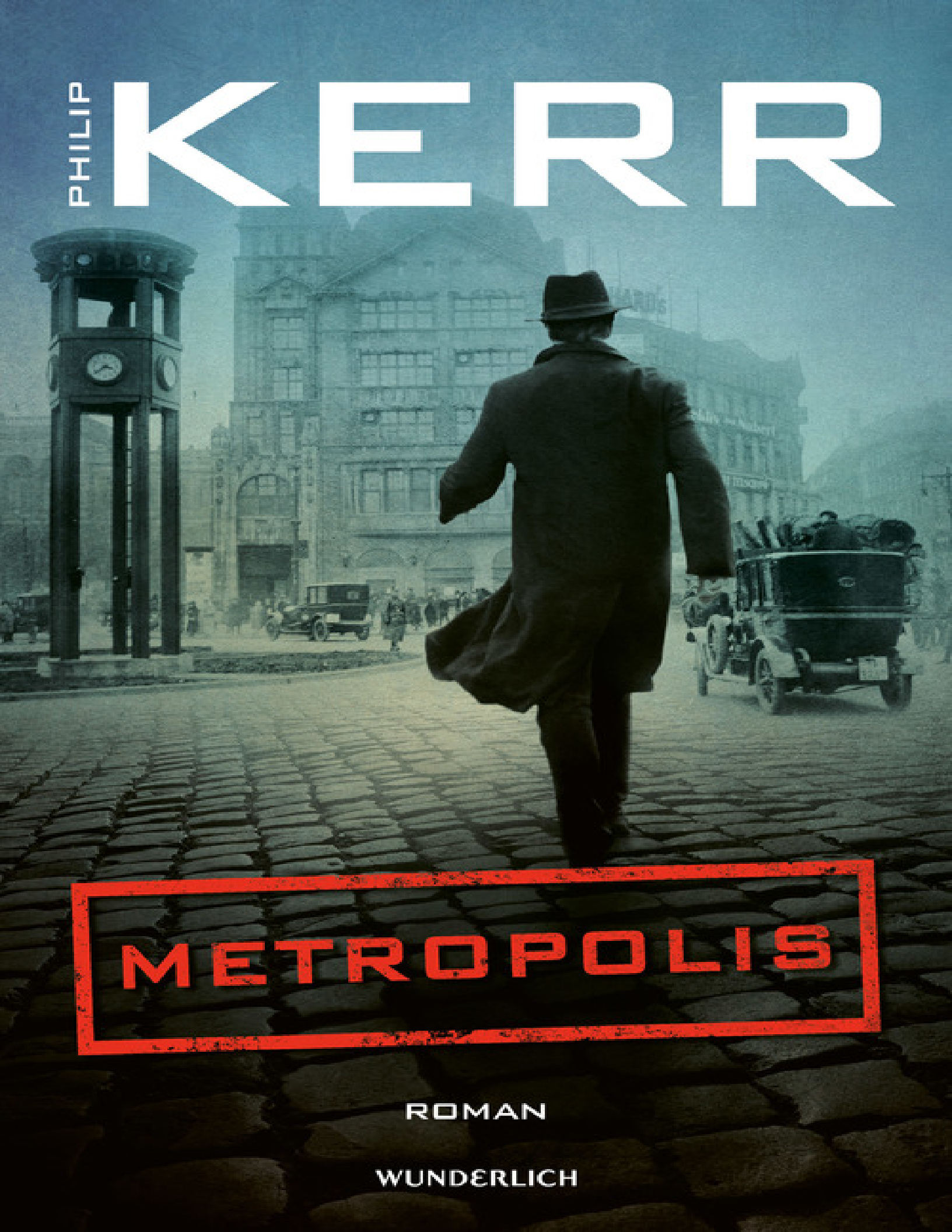


PHILIP **KERR**



METROPOLIS

ROMAN

WUNDERLICH



Philip Kerr

Metropolis

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

Über dieses Buch

Eine Stadt im Rausch, aber das Böse ruht nicht

Berlin, 1928. Der junge Polizist Bernie Gunther wird von der Mordkommission engagiert. Innerhalb von vier Wochen sind vier Prostituierte in derselben Nachbarschaft massakriert worden. Gunther hat kaum Zeit, sich mit seinem ersten Fall vertraut zu machen, da wird die nächste Leiche gefunden – wieder eine Frau, erschlagen und skalpiert. Während diese Morde die Bevölkerung eher gleichgültig lassen, ist der Vater des letzten Opfers, ein sehr einflussreicher Anführer der Berliner Unterwelt, bereit alles zu tun, um sich an dem Mörder zu rächen. Dann beginnt eine zweite Mordserie – an versehrten Kriegsveteranen, die auf den Straßen betteln. Vieles deutet auf ein- und denselben Täter hin. Im Hintergrund wird die Stimme des Nationalsozialismus zu einem Dröhnen, das alle anderen zu übertönen droht. Aber nicht Bernie Gunther ...

«Wieder einmal führt uns Kerr durch die Tatsachen der Geschichte und die Launen der menschlichen Natur. Sein Bernie Gunther glaubt, alles gesehen zu haben. Aber das hat er nicht, und wir haben es zum Glück auch nicht.» *Tom Hanks*

Vita

Philip Kerr wurde 1956 in Edinburgh geboren. 1989 erschien sein erster Roman «Feuer in Berlin». Aus dem Debüt entwickelte sich die Serie um den Privatdetektiv Bernhard Gunther. Für Band 6, «Die Adlon-Verschwörung», gewann Philip Kerr den weltweit höchstdotierten Krimipreis der spanischen Mediengruppe RBA und den renommierten Ellis-Peters-Award. Kerr lebte in London, wo er 2018 verstarb.

Ulrike Wasel und **Klaus Timmermann** arbeiten seit vielen Jahren erfolgreich als Übersetzerteam. Zu den von ihnen übersetzten Autor:innen zählen Michael Crichton, Zadie Smith, Scott Turow, Dave Eggers und Tana French. 2012 wurden sie mit dem Albatros-Literaturpreis ausgezeichnet. Sie leben in Düsseldorf.

Vorwort

Philip Kerr wurde 1956 in Edinburgh geboren. Zum Glück (für mich) entschied er sich, seine wunderbaren Romane woanders spielen zu lassen, obwohl er irgendwann eine frivole Kurzgeschichte über die Stadt schrieb. Die Geschichte hat den Titel «The Unnatural History Museum». Darüber und über Philips ambivalente Gefühle gegenüber seinem Geburtsort unterhielten wir uns an einem Abend im September 2015. Wir waren gemeinsam zurück nach Edinburgh gefahren, nachdem wir das Krimi-Festival «Bloody Scotland» in Stirling besucht hatten. Dort hatte mein Bühneninterview mit dem Schöpfer der Kultfigur Bernie Gunther das Abschlussevent gebildet.

Es machte großen Spaß, mit Philip zu plaudern, denn er verstand es, Klatsch und Tratsch mit tieferen Einblicken in politische Themen (zeitgenössische und historische) zu verbinden. Zu der Zeit schrieb er Thriller, die in der Welt des Fußballs spielten, und er erzählte mit fast kindlicher Begeisterung davon, dass die Bücher ihm international neue Fans einbrachten und ihm diese Arbeit einen Blick hinter die Kulissen der bekanntesten Fußballklubs gewährte.

Als wir auf seine in Edinburgh angesiedelte Kurzgeschichte zu sprechen kamen, wurde uns beiden klar, dass seine Bernie-Gunther-Bücher ein weiteres Beispiel für ein «Unnatural History Museum» darstellten, dokumentieren sie doch den

Aufstieg des Faschismus im Deutschland der 1930er Jahre und die langen, oftmals grauenvollen Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs. Philip hatte die Reihe 1989 mit *Feuer in Berlin. Ein Fall für Bernhard Gunther* begonnen. Ich hatte damals in London gelebt und zwei Jahre zuvor meinen ersten Kriminalroman veröffentlicht – der weder Anerkennung noch Käufer gefunden hatte. Ich versprach mir mehr Glück von Spionageromanen und spielte mit dem Gedanken, einen Hightech-Thriller zu schreiben. Egal was, Hauptsache, es bewahrte mich davor, weiter hauptberuflich als Zeitschriftenjournalist arbeiten zu müssen. Während ich also schriftstellerisch herumkrebste, ging Philips Erfolg durch die Decke. Seine ersten drei Bernie-Gunther-Bücher wurden nicht nur von der Kritik gefeiert, sondern waren auch eine Offenbarung für mich. Er schrieb ungemein flüssig und selbstsicher und präsentierte dem Leser einen voll ausgereiften Bernie in Geschichten, die detailreich und gründlich recherchiert sind und gleichzeitig einen genialen Plot haben. Der Protagonist ist ein Ermittler à la Chandler und Hammett, doch sein Schöpfer haucht dem überkommenen literarischen Topos neues Leben ein, indem er als Schauplatz Deutschland vor und im Krieg wählt. Wir waren damals ein kleiner Haufen recht junger, überwiegend in London ansässiger Autoren, die allesamt ihre ersten Gehversuche im Krimi- und Thriller-Genre wagten, und wir trafen uns regelmäßig in Bars in der Umgebung von Soho und Oxford Street, um uns zu betrinken und die Welt zu verbessern. Wir nannten uns *Fresh Blood* und

druckten Flugblätter und Lesezeichen, um auf uns aufmerksam zu machen. Wir wollten den klassischen Kriminalroman spannungsgeladener, radikaler und «realer» machen. Philip Kerr war ebenso mit von der Partie wie Michael Dibdin. Ich hatte beide gelesen und wusste, dass ich wesentlich besser werden musste oder es gleich bleiben lassen sollte. Es wäre sinnlos gewesen, mit dem historischen Hintergrundwissen des einen und dem Stilgefühl des anderen konkurrieren zu wollen. Aber ich machte mich an die Arbeit, entschlossen, es wenigstens zu versuchen.

Ich glaube kaum, dass ich das damals einem von ihnen erzählt habe, doch an jenem Abend, während wir in einem nahezu leeren Hotelrestaurant in Edinburgh beim Abendessen saßen, erwähnte ich es Philip gegenüber, daran erinnere ich mich genau. Nachdem die ersten drei Bernie-Gunther-Romane zusammen in einer Taschenbuch-Sonderausgabe erschienen waren, hatte Philip begonnen, an einem ungewöhnlichen Zukunfts-Roman-noir (*Das Wittgensteinprogramm*) und Hightech-Thrillern zu arbeiten. Später sollten eigenständige Titel wie seine Fußballkrimis und eine Reihe von Abenteuerbüchern für Kinder folgen. Alles, was er schrieb, war von Erfolg gekrönt, und doch kehrte er immer wieder zu seiner ersten Schöpfung zurück, zu Bernie Gunther.

Wir Leserinnen und Leser sahen zu, wie Bernie das Deutschland der Kriegsjahre überlebte, häufig, indem er für hochrangige Nazis Fälle übernahm. Auch Einblicke in sein Leben nach dem Krieg wurden uns gewährt. Und jetzt, in

Metropolis, werden wir tiefer in die Vergangenheit zurückgeführt. Wir schreiben das Jahr 1928, und Bernie ist ein frischgebackener Ermittler bei der Mordinspektion. Ein Serienmörder, der Prostituierte nach vollbrachter Tat skalpiert, treibt in Berlin sein Unwesen. Außerdem hat es ein weiterer Mörder anscheinend auf die kriegsversehrten Veteranen der Stadt abgesehen. Bernie Gunther kann die Finger nicht vom Alkohol lassen, schafft es aber dennoch irgendwie, seinem Beruf nachzugehen. Er bleibt ein angenehmer Erzähler und scharfsinniger Polizist. Nachdem er als Soldat im Ersten Weltkrieg Grauensvolles erlebt hat, ist er fest entschlossen, den Veteranenmörder zu stoppen, während er gleichzeitig alles daran setzt, auch den anderen Täter zu fassen.

Das alles spielt in einem wunderbar beschriebenen Berlin mit seinen lasterhaften Nachtlokalen und zügellosen Sitten, wo die Reichen ausschweifend feiern und die Mittellosen auf den Straßen betteln. *Die Dreigroschenoper* von Brecht und Weill steht kurz vor der Premiere, und Bernie genießt einige erbauliche Begegnungen mit der Maskenbildnerin des Stücks. Er führt außerdem ein langes und aufschlussreiches Gespräch mit dem «entarteten» Künstler George Grosz (eines jener Details, die ich an Philip Kerrs Werken so liebe, verrät uns, dass Grosz gern in Cowboykleidung durch die Straßen lief). In einer Szene sitzt Bernie unfreiwillig Modell für einen anderen berühmten Künstler, Otto Dix, und selbst Fritz Lang taucht auf, wenn auch nur indirekt (Bernie lernt dessen Frau kennen, die Autorin und Drehbuchautorin Thea von Harbou). Langs Film *M*

klings im Buch immer wieder an, während sein früherer Stummfilm *Metropolis* (Drehbuch von Thea von Harbou) dem Roman seinen Titel gibt.

Doch es ist George Grosz, der zu Bernie sagt, dass das Berlin von 1928 eine «Höllensmetropole» sei, und dem lässt sich wohl kaum widersprechen. Der Nationalsozialismus ist auf dem Vormarsch, und Hitlers Name liegt in der Luft (auch wenn Bernie den Mann selbst noch nicht zu sehen bekommt). Juden werden zwar noch nicht systematisch vom Staat verfolgt, aber von Teilen der Bevölkerung offen beschimpft, und sie müssen stets auf der Hut sein. Populismus ist allgegenwärtig, so scheint es, und Philip Kerr sorgt dafür, dass Parallelen zur heutigen Zeit nicht zu übersehen sind.

Inmitten all dessen steht der Polizist Bernie Gunther, ein unerschütterlicher Überlebenskünstler. Er ist nie ganz apolitisch oder völlig amoralisch. Trotz der grotesken Realität um ihn herum schafft er es, einer jener von Raymond Chandler so geliebten «glanzlosen Ritter» zu sein, und wie Chandlers berühmteste Schöpfung Philip Marlowe schüttelt er stets einen trockenen Spruch aus dem Ärmel. Besonders köstlich finde ich seine Bemerkung zu einem Kollegen: «Sie sind so eiskalt, dass man auf Ihnen Schlittschuh laufen könnte.»

Philip Kerr zu lesen ist immer ein ganz besonderes Vergnügen, aber diesmal ist die Lektüre auch bittersüß. Als wir an jenem Abend im September 2015 zusammensaßen, ahnte ich nicht, dass er nur noch zweieinhalb Jahre leben würde. Er starb im März 2018 im Alter von zweiundsechzig Jahren. Wir hatten

keine weitere Gelegenheit mehr zu einem gemeinsamen Essen, aber wir blieben in E-Mail-Kontakt. Er sprühte vor Energie und vor Ideen für neue Vorhaben. Er meinte, wir sollten zusammen ein Filmprojekt planen, und wir wollten uns auf jeden Fall wieder für weitere gemeinsame Bühnenauftritte auf Literaturfestivals engagieren lassen. Auf einem der Bühnenfotos, die während des Festivals «Bloody Scotland» von uns entstanden, ist zu sehen, wie wir uns vor Lachen biegen – an den Grund kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber sein Augenzwinkern war immer da, ließ seine scharfe Intelligenz durchscheinen, eine Intelligenz, die so viele wunderbare, tiefgründige Romane hervorbrachte, Romane, die ebenso von Humor und Menschlichkeit durchdrungen sind wie von einer existenziellen Angst und dem lähmenden Gefühl, dass sich Geschichte selbst in ihren schlimmsten Ausprägungen sehr häufig wiederholt. Wir alle leben noch immer in einem «Unnatural History Museum». Ich bin unendlich dankbar, dass Philip Kerr für viele von uns der kenntnisreiche Fremdenführer durch dessen dunkle labyrinthische Räume und Korridore war.

Ian Rankin, 2019

Für Jane

Jetzt und für immer

Prolog

Wie für jeden, der die Bibel gelesen hat, war Babylon für mich der Inbegriff einer Stadt der Verderbtheit und aller nur denkbaren Abgründe auf der Welt. Und wie jedem, der während der Weimarer Republik in Berlin lebte, war mir ebenfalls der Vergleich bekannt, der häufig zwischen den beiden Städten gezogen wurde. In der lutherischen Nikolaikirche Berlins, in die ich als kleiner Junge mit meinen Eltern ging, schien unser rotgesichtiger lauter Pastor Dr. Rotpfad so vertraut mit Babylon und dessen Topographie zu sein, dass ich glaubte, er müsse mal dort gelebt haben. Was meine Faszination für den Ort nur befeuerte und mich veranlasste, den Begriff im Konversationslexikon nachzuschlagen, das bei uns zu Hause im Bücherschrank ein ganzes Regalbrett füllte. Aber das Lexikon war nicht sonderlich aufschlussreich, was die Abgründe betraf. Und obwohl es in Berlin an Huren und liederlichen Frauen und Sünden wahrhaftig nicht mangelte, glaube ich kaum, dass die Stadt schlimmer war als irgendeine andere Metropole wie beispielsweise London, New York oder Schanghai.

Bernhard Weiß sagte mir, der Vergleich sei schon immer blanker Unsinn gewesen, als würde man Äpfel mit Birnen vergleichen. Er glaubte nicht an das Böse und wies mich darauf hin, dass es gegen das Böse nirgendwo Gesetze gab, nicht mal in

England, wo es gegen nahezu alle Gesetze gab. Im Mai 1928 war das berühmte Ischtartor, das nördliche Stadttor Babylons, im Berliner Pergamonmuseum noch nicht rekonstruiert worden, weshalb der Ruf der preußischen Hauptstadt als der sündhafteste Ort der Welt von den städtischen Moralwächtern noch deutlich betont werden musste, was bedeutete, dass es durchaus noch Anlass für Zweifel gab. Vielleicht waren wir einfach ehrlicher, was unsere Verderbtheit anging, und toleranter gegenüber den Lastern anderer Menschen. Und ich sollte das wissen, denn 1928 war ich im Sittendezernat des Polizeipräsidiums am Berliner Alexanderplatz beruflich mit der Lasterhaftigkeit in all ihren endlosen Abwandlungen betraut. Als Kriminalist – dank Weiß ein neues Wort für uns Polizisten – verstand ich vom Thema Lasterhaftigkeit fast genauso viel wie Gilles de Rais. Aber nach dem Ersten Weltkrieg mit den unzähligen Toten und der gleich darauf folgenden Grippe, die wie eine alttestamentarische Plage Millionen von Opfern gefordert hatte, schien es nicht mehr so wichtig, was Leute sich in die Nase zogen oder was sie so trieben, wenn sie sich in ihren dunklen Biedermeierschlafzimmern entkleideten. Und nicht nur in ihren Schlafzimmern. In Sommernächten ging es im Tiergarten manchmal zu wie in einem Freiluftbordell, so viele Huren kopulierten mit ihren Freiern im Gras. Ich schätze, es ist eigentlich kein Wunder, dass die Deutschen nach einem Krieg, in dem so viele von ihnen gezwungen waren, für ihr Vaterland zu töten, jetzt lieber vögeln.

Nach allem, was davor geschehen war, und allem, was danach kam, ist es schwierig, richtig und angemessen über Berlin zu sprechen. In vielerlei Hinsicht war es nie ein angenehmer Ort, und mitunter war es ein grotesker, hässlicher Ort. Im Winter zu kalt, im Sommer zu heiß, zu dreckig, zu verqualmt, zu übelriechend, zu laut und natürlich furchtbar überbevölkert, wie Babel, was ein anderer Name für Babylon ist. Sämtliche öffentlichen Gebäude der Stadt waren zum Ruhme eines deutschen Reiches errichtet worden, das kaum je existiert hatte, und genau wie die schlimmsten Elendsviertel und Mietskasernen der Stadt gaben sie praktisch jedem, der sie sah, das Gefühl, entmenschlicht und unbedeutend zu sein. Nicht dass sich je einer groß Gedanken machte über die Bewohner Berlins (seine Herrscher ganz bestimmt nicht), denn sie waren nicht besonders umgänglich oder freundlich oder kultiviert – viele von ihnen waren dumm, träge, stumpfsinnig und unglaublich vulgär; und alle waren sie grausam und aggressiv. Brutale Morde waren an der Tagesordnung. Meistens waren die Täter betrunkenen Männer, die aus der Kneipe nach Hause kamen und ihre Frauen erwürgten, weil sie im Bier- und Schnapsrausch nicht mehr wussten, was sie taten. Aber dann gab es auch noch Typen wie Fritz Haarmann oder Karl Denke, diese absonderlichen, gottlosen Deutschen, die anscheinend aus reiner Lust am Töten mordeten. Selbst das war irgendwie nicht mehr überraschend. Im Deutschland der Weimarer Republik herrschte mitunter eine Gleichgültigkeit gegenüber plötzlichen Todesfällen und menschlichem Leid, die auch ein

zwangsläufiges Vermächtnis des Ersten Weltkriegs war. Mit unseren zwei Millionen Toten hatten wir so viele Opfer zu beklagen wie Großbritannien und Frankreich zusammen. In manchen Felder in Flandern liegen die Knochen so vieler unserer jungen Männer begraben, dass sie deutscher sind als Unter den Linden. Und noch heute, zehn Jahre nach dem Krieg, sieht man überall in der Stadt Verstümmelte und Lahme, viele von ihnen noch in Uniform, die vor Bahnhöfen und Banken um ein bisschen Kleingeld betteln. Es kommt eher selten vor, dass einen die Plätze und Straßen Berlins nicht an ein Gemälde von Pieter Brueghel erinnern.

Doch trotz allem war Berlin auch ein wunderbarer, inspirierender Ort. Ungeachtet der zuvor genannten Gründe, die Stadt nicht zu mögen, war sie ein großer strahlender Spiegel der Welt und somit für alle, die in dieser Welt leben wollten, ein großartiges Abbild des menschlichen Lebens in seiner ganzen phantastischen Vielfalt. Ich hätte selbst gegen Bezahlung nirgendwo anders als in Berlin leben wollen, gerade jetzt, da Deutschland das Schlimmste überstanden hatte. Nach dem Ersten Weltkrieg, der Grippe und der Inflation ging es wieder aufwärts, wenn auch nur langsam. Für viele Menschen, vor allem im Osten der Stadt, war das Leben nach wie vor hart. Trotzdem war es nur schwer vorstellbar, dass Berlin je das gleiche Schicksal ereilen würde wie Babylon, das laut dem Konversationslexikon von den Chaldäern zerstört wurde, die seine Mauern, Tempel und Paläste dem Erdboden gleichmachten und den Schutt ins Meer warfen. So etwas

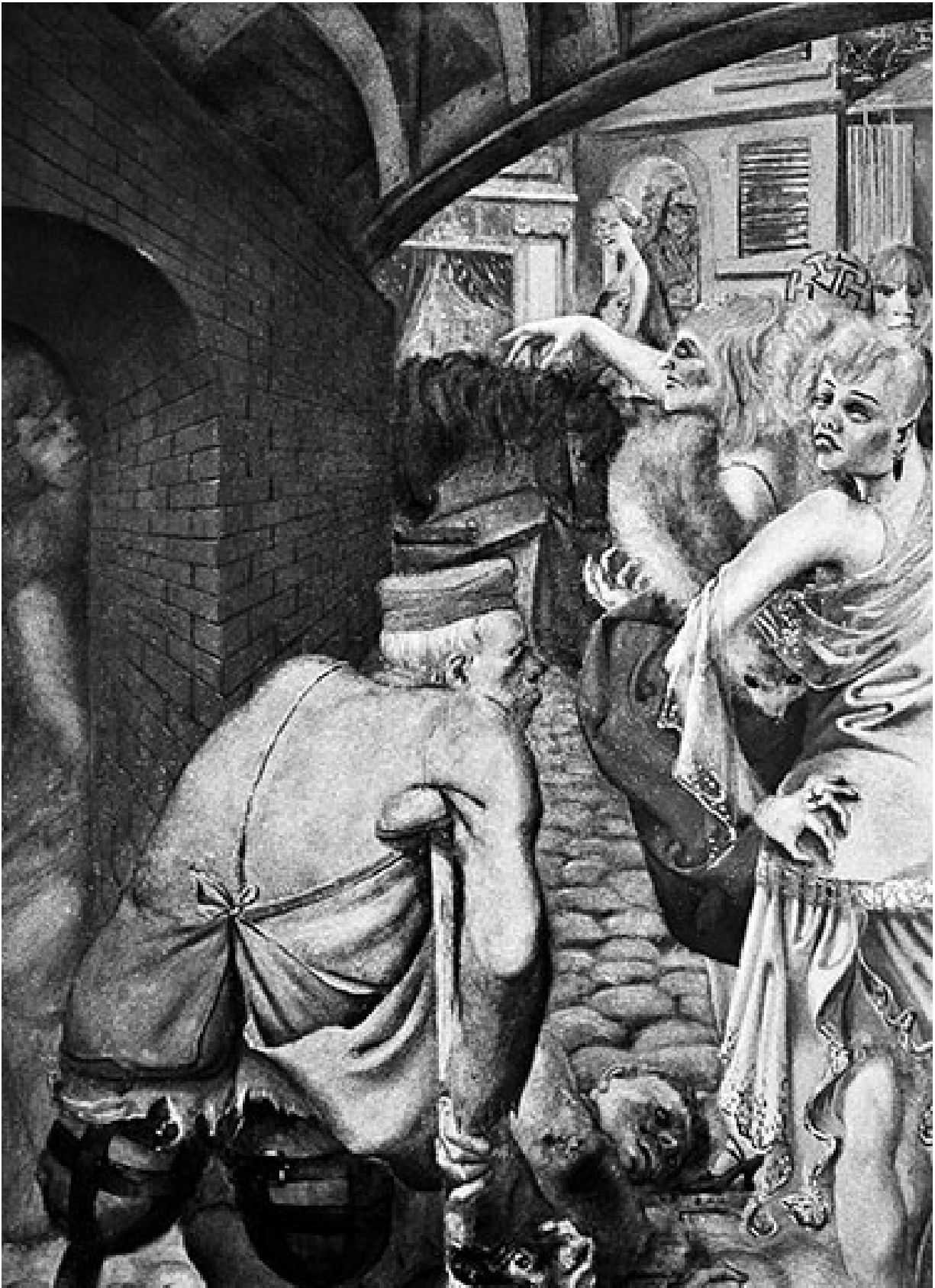
würde uns nie widerfahren. Was auch immer als Nächstes kam, eine biblische Zerstörung drohte uns gewiss nicht. Es lag in niemandes Interesse – nicht in dem der Franzosen oder Briten und schon gar nicht in dem der Russen –, Berlin und damit Deutschland zum Ziel einer göttlichen apokalyptischen Rache werden zu lassen.

Teil eins

Frauen

Überall das Mysterium der Leiche.

Max Beckmann, *Self-Portrait in Words*





Fünf Tage nach der Reichstagswahl ließ mich Bernhard Weiß, der Chef der Berliner Kriminalpolizei, zu einer Besprechung in sein Büro im sechsten Stock am Alex kommen. Umwabert vom Qualm seiner Lieblingszigarrenmarke Schwarze Weisheit saß er neben Ernst Gennat, einem seiner besten Polizisten bei der Mordinspektion, am Konferenztisch und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Der gebürtige Berliner Weiß war achtundvierzig Jahre alt, klein, schlank und adrett, promovierter Akademiker, mit einer runden Brille und einem akkurat gestutzten Schnurrbart. Er war außerdem Jurist und Jude, was ihn bei vielen unserer Kollegen unbeliebt machte, und er hatte allerhand Vorurteile überwinden müssen, um dahin zu kommen, wo er war: In Friedenszeiten war es Juden untersagt gewesen, Offizier in der preußischen Armee zu werden, doch als der Krieg ausbrach, trat Weiß der Königlich Bayrischen Armee bei, wo er rasch zum Rittmeister aufstieg und das Eiserne Kreuz verliehen bekam. Nach dem Krieg hatte

er auf Wunsch des preußischen Innenministeriums die Berliner Polizei reformiert und sie zu einer der modernsten Strafverfolgungsbehörden in Europa gemacht. Dennoch gab er zugegebenermaßen rein äußerlich einen ungewöhnlichen Polizisten ab. Er erinnerte mich immer ein wenig an Toulouse-Lautrec.

Vor ihm lag eine aufgeschlagene Akte, bei der es sich offensichtlich um meine handelte.

«Sie leisten gute Arbeit bei der Sitte», sagte er mit seiner sonoren, fast schauspielerhaften Stimme. «Obwohl ich fürchte, dass Sie einen aussichtslosen Kampf gegen die Prostitution in dieser Stadt führen. Die vielen Kriegerwitwen und russischen Flüchtlinge schlagen sich nun mal durch, so gut sie können. Ich sage unseren Politikern ständig, dass wir das Problem mit der Prostitution in Berlin über Nacht lösen könnten, wenn wir uns stärker für gleiche Bezahlung für Frauen einsetzen würden. Aber deshalb habe ich Sie nicht hergebeten. Ich nehme an, Sie haben es schon gehört: Heinrich Lindner hat die Polizei verlassen, um am Flughafen Tempelhof für den Sicherheitsdienst zu arbeiten, wodurch ein Platz im Mordauto frei geworden ist.»

«Ich hab's gehört.»

«Wissen Sie, warum er gekündigt hat?»

Ich wusste es, wollte es aber lieber nicht sagen und verzog stattdessen das Gesicht.

«Sagen Sie es ruhig. Ich werde nicht im Geringsten gekränkt sein.»

«Offenbar wollte er sich von einem Juden keine Anweisungen erteilen lassen.»

«Richtig, Gunther. Er wollte sich von einem Juden keine Anweisungen erteilen lassen.» Weiß zog an seiner Zigarre. «Was ist mit Ihnen? Haben Sie ein Problem damit, sich von einem Juden Anweisungen erteilen zu lassen?»

«Nein, Herr Weiß.»

«Oder sich generell Anweisungen erteilen zu lassen?»

«Nein. Ich habe kein Problem mit Autoritätspersonen.»

«Freut mich zu hören. Wir überlegen nämlich, Ihnen dauerhaft einen Platz im Mordauto anzubieten. Lindners Platz.»

«Mir?»

«Sie klingen überrascht.»

«Weil am Alex gemunkelt wird, dass Inspektor Reichenbach den Platz bekommen soll.»

«Nur falls Sie ablehnen. Und selbst dann habe ich Bedenken, was den Mann betrifft. Natürlich wird man sagen, ich würde mich nicht trauen, den Platz einem weiteren Juden anzubieten. Aber das ist nicht der Grund. Unserer Meinung nach haben Sie das Zeug zu einem ausgezeichneten Kripobeamten, Gunther. Sie sind tüchtig, und Sie wissen, wann Sie besser den Mund halten. Das ist gut bei einem Kriminalisten. Sehr gut. Auch Kurt Reichenbach ist ein guter Kripobeamter, aber er lässt schon mal die Fäuste fliegen. Als er noch in Uniform war, haben ein paar von seinen Kollegen ihm den Spitznamen Siegfried verpasst, weil er so gern seinen Säbel geschwungen und einige unserer

Kunden mit dem Griff oder der flachen Klinge geschlagen hat. Mir ist egal, was ein Beamter in Notwehr macht, aber ich dulde es nicht, wenn ein Polizist zum Vergnügen Leuten die Köpfe einschlägt. Egal, um wessen Kopf es sich handelt.»

«Und er hat auch nicht damit aufgehört, als er keinen Säbel mehr hatte», sagte Gennat. «Vor kurzem wurde gemunkelt, er habe einen SA-Mann verprügelt, den er in Lichtenrade festgenommen hatte, einen Nazi, der einen Kommunisten erstochen hat. Aber es gibt keine Beweise. Er mag ja am Alex beliebt sein – sogar ein paar Antisemiten scheinen ihn zu mögen –, aber er ist ein Hitzkopf.»

«Genau. Ich sage nicht, dass er ein schlechter Polizist ist. Nur dass wir lieber Sie hätten.» Weiß senkte den Blick auf eine Seite in meiner Akte. «Wie ich sehe, haben Sie Abitur gemacht. Aber nicht studiert.»

«Der Krieg. Ich hab mich freiwillig gemeldet.»

«Natürlich. Also dann. Wollen Sie die Stelle? Falls ja, gehört sie Ihnen.»

«Ja. Sehr gern.»

«Sie haben ja schon einmal in einem Mordfall ermittelt, nicht wahr? Letztes Jahr. In Schöneberg, wenn ich nicht irre. Wie Sie wissen, ist es mir sehr recht, wenn meine Leute an der Seite eines Spitzenmannes wie Gennat hier Erfahrungen in einem Mordfall gesammelt haben.»

«Weshalb ich mich frage, warum Sie mich für den Posten in Betracht gezogen haben», sagte ich. «Dieser Fall, von dem Sie sprechen – der Frieda-Ahrendt-Fall –, ist ungelöst geblieben.»

«In vielen Fällen verlaufen Spuren im Sande», sagte Gennat. «Die ermittelnden Beamten treten einfach auf der Stelle. Vor allem hier in Berlin. Vergessen Sie das nie. Das liegt nun mal in der Natur unserer Arbeit. Neues Denken ist der Schlüssel, wenn man einen alten Fall lösen will. Ich habe übrigens einige andere Fälle, die Sie sich mal ansehen sollten, falls Sie je eine ruhige Minute haben. Mit der Aufklärung eines alten Falls kann sich ein Kripobeamter Ansehen verschaffen.»

«Frieda Ahrendt», sagte Weiß. «Helfen Sie mir auf die Sprünge.»

«Ein Hund fand im Grunewald Leichenteile, in Packpapier eingewickelt und vergraben», sagte ich. «Hans Schneickert und die Jungs von der Inspektion I konnten die Tote identifizieren. Und zwar weil der Mörder uns freundlicherweise ihre Hände hinterlassen hatte. Die Fingerabdrücke der Toten ergaben, dass sie wegen Bagatelldiebstahls vorbestraft war. Man sollte meinen, das hätte jede Menge Türen geöffnet. Aber wir haben keine Angehörigen, keine Arbeitsstelle, nicht einmal eine letzte gültige Adresse ausfindig machen können. Und weil eine Zeitung so blöd war, eine fürstliche Belohnung für Hinweise auszusetzen, haben wir viel Zeit damit vergeudet, Leute zu befragen, denen es eher darum ging, tausend Reichsmark zu kassieren, als der Polizei zu helfen. Mindestens vier Frauen sagten aus, ihr Ehemann sei der Täter. Eine von ihnen behauptete sogar, ihr Mann habe die Leichenteile kochen wollen. Daher der Beiname, den die Zeitung dem Mörder verpasste: der Grunewald-Schlächter.»

«So kann man seinen ungeliebten Gatten auch loswerden» sagte Gennat. «Ihm einen Mord in die Schuhe schieben. Billiger als Scheidung.»

Nach Bernhard Weiß war Ernst Gennat der ranghöchste Kriminalbeamte am Alex. Er war auch der dickste, was ihm den Spitznamen «Buddha» eingehandelt hatte. Es wurde richtig eng im Mordauto, wenn er mit an Bord war. Gennat selbst hatte das Fahrzeug entworfen. Es war ausgestattet mit einem Funkgerät, einem kleinen klappbaren Schreibtisch mit einer Schreibmaschine, einem Erste-Hilfe-Kasten, einer umfangreichen Fotoausrüstung und mit nahezu allem, was nötig war, um einen Mord zu untersuchen, außer einem Gebetbuch und einer Kristallkugel. Gennat hatte einen trockenen Berliner Humor, der, wie er sagte, daher rührte, dass er in den Personalunterkünften des Gefängnisses Plötzensee geboren und aufgewachsen war, als sein Vater dort stellvertretender Direktor war. Es ging sogar das Gerücht, Gennat habe an Hinrichtungstagen mit dem Henker gefrühstückt. In meiner Anfangszeit am Alex hatte ich mir vorgenommen, den Mann zu studieren und ihn mir zum Vorbild zu machen.

Das Telefon klingelte, und Weiß nahm den Hörer ab.

«Sie sind in der SPD, richtig, Gunther?», fragte Gennat.

«Das stimmt.»

«Wir können im Mordauto nämlich keine Politik gebrauchen. Kommunisten, Nazis, davon krieg ich zu Hause schon genug zu hören. Und Sie sind alleinstehend, nicht wahr?»

Ich nickte.

«Gut. Weil dieser Beruf eine Ehe zerstört. Sie gucken mich vielleicht an und denken durchaus zu Recht, dass ich bei den Damen sehr beliebt bin. Aber nur, bis ich einen Fall bekomme, der mich Tag und Nacht hier am Alex festhält. Ich muss mir eine nette Polizistin suchen, wenn ich je heiraten will. Und wo wohnen Sie?»

«Ich habe ein Zimmer in einer Pension am Nollendorfplatz.»

«Der neue Posten bedeutet ein bisschen mehr Geld, eine Beförderung und vielleicht ein besseres Zimmer. In dieser Reihenfolge. Und ihre Probezeit beträgt ein bis zwei Monate. Hat die Pension, in der Sie wohnen, Telefon?»

«Ja.»

«Nehmen Sie Drogen?»

«Nein.»

«Je welche ausprobiert?»

«Einmal ein bisschen Kokain. Wollte sehen, was die Leute daran finden. Ist nichts für mich. Könnte ich mir auch gar nicht leisten.»

«Ist auch nichts dabei», sagte Gennat. «Unser Land hat nach dem Krieg noch immer ein großes Bedürfnis, den Schmerz zu betäuben.»

«Viele Leute nehmen das Zeug aber nicht, um Schmerzen zu betäuben», sagte ich. «Und manchmal löst es eine ganze andere Krise aus.»

«Manche Leute glauben, die Berliner Polizei steckt in einer Krise», sagte Gennat. «Die glauben, die ganze Stadt steckt in

einer Krise. Was glauben Sie, Gunther?»

«Je größer die Stadt, desto eher ist mit Krisen zu rechnen. Ich glaube, wir werden es immer mit irgendeiner Krise zu tun haben. Am besten gewöhnt man sich dran. Vor allem Unentschlossenheit verursacht Krisen. Regierungen, die nichts durchsetzen können. Ohne eine klare Mehrheit wird das bei der neuen wohl kaum anders. Zurzeit scheint unser größtes Problem die Demokratie selbst zu sein. Was nützt sie, wenn sie keine brauchbare Regierung zustande bringt? Das ist das Paradoxe an unserer Zeit, und manchmal fürchte ich, wir werden es satt haben, ehe es sich von selbst löst.»

Er nickte, stimmte mir offenbar zu und wechselte das Thema: «Einige Politiker sind nicht zufrieden mit unserer Aufklärungsrate. Was sagen Sie dazu, Gunther?»

«Die sollten mal herkommen und ein paar von unseren Kunden persönlich kennenlernen. Vielleicht hätten sie recht, wenn die Toten etwas redseliger wären.»

«Unsere Aufgabe ist es, sie trotzdem zu hören», sagte Gennat. Er wippte mit seiner Körpermasse einen Moment vor und zurück und stand dann auf. Es war, als würde man zusehen, wie sich ein Zeppelin in die Luft erhebt. Der Fußboden knarrte, als er zum Fenster des Eckturms ging. «Wenn Sie ganz genau hinhören, können Sie sie noch flüstern hören. Wie diese Winnetou-Morde. Ich stelle mir vor, seine Opfer reden mit uns, aber in einer Sprache, die wir einfach nicht verstehen.» Er deutete aus dem Fenster auf die Stadt. «Aber irgendjemand

versteht sie. Jemand, der vielleicht gerade da unten aus dem Kaufhaus Tietz kommt. Vielleicht Winnetou selbst.»

Weiß beendete das Telefonat, und Gennat kam zurück zum Konferenztisch, wo er sich ebenfalls eine streng riechende Zigarre anzündete. Inzwischen hing eine breite Qualmwolke über dem Tisch. Sie erinnerte mich an Gas, das über Niemandsländ treibt. Ich war zu nervös, um mir selbst eine Zigarette anzuzünden. Zu nervös und zu respektvoll gegenüber meinen Vorgesetzten. Ich hatte noch immer Ehrfurcht vor ihnen und war erstaunt, dass sie mich in ihr Team holen wollten.

«Das war unser Chef», sagte Weiß. Er meinte den Berliner Polizeipräsidenten Karl Zörgiebel. «Er sagt, das Glühlampenwerk Wolfmium in Stralau ist in die Luft geflogen. Nach ersten Berichten gibt es viele Todesopfer. Um die dreißig. Er hält uns auf dem Laufenden. Ich möchte Sie übrigens daran erinnern, dass wir vereinbart haben, nicht den Namen Winnetou zu benutzen, wenn wir über die Skalpier-Morde sprechen. Ich denke, solche reißerischen Bezeichnungen erweisen den armen toten Frauen keinen guten Dienst. Bleiben wir doch bitte beim Aktennamen, Ernst, in Ordnung? Schlesischer Bahnhof. Das ist sicherer.»

«Entschuldigung. Kommt nicht wieder vor.»

«Also dann, willkommen bei der Mordinspektion, Gunther. Der Rest Ihres Lebens hat sich soeben für immer verändert. Sie werden andere Menschen nie wieder so sehen wie bisher. Von nun an werden Sie jeden Mann, neben dem Sie zufällig an einer

Bushaltstelle oder im Zug stehen, dahingehend taxieren, ob er ein Mörder sein könnte. Und das ist auch richtig so. Der Statistik nach werden die meisten Morde in Berlin von normalen, gesetzestreuen Bürgern verübt. Kurzum von Leuten wie Sie und ich. Hab ich recht, Ernst?»

«Unbedingt. Mir ist selten ein Mörder untergekommen, der auch wie einer aussah.»

«Sie werden genauso schlimme Dinge sehen wie das, was sie im Krieg gesehen haben», fügte er hinzu. «Mit dem Unterschied, dass einige Opfer Frauen und Kinder sind. Aber wir müssen hart sein. Und Sie werden merken, dass wir dazu neigen, Witze zu machen, die andere nicht lustig finden.»

«Verstehe.»

«Was wissen Sie über die Mordserie Schlesischer Bahnhof, Gunther?»

«Vier Prostituierte wurden im Laufe von vier Wochen überfallen, drei von ihnen ermordet. Immer nachts. Die Erste unweit vom Schlesischen Bahnhof. Alle vier mit einem Hammer erschlagen und dann mit einem sehr scharfen Messer skalpiert. Wie von dem berühmten Indianer in den Karl-May-Büchern.»

«Die Sie hoffentlich gelesen haben.»

«Wer die nicht gelesen hat, kann wahrscheinlich gar nicht lesen.»

«Haben sie Ihnen gefallen?»

«Na ja, ist schon ein paar Jahre her – aber ja.»

«Gut. Ein Mann, der Karl May nicht mag, wäre mir unsympathisch. Was wissen Sie sonst noch? Über die Morde, meine ich.»

«Nicht viel.» Ich schüttelte den Kopf. «Wahrscheinlich kannte der Mörder die Opfer nicht, was es erschwert, ihn zu fassen. Gut möglich, dass er spontan zuschlägt.»

«Ja, ja», sagte Weiß, als hätte er das alles schon öfter gehört.

«Die Morde wirken sich offenbar auf die Anzahl von Straßenmädchen aus», sagte ich. «Es sind weniger Prostituierte unterwegs als sonst. Diejenigen, mit denen ich gesprochen habe, sagen, sie hätten Angst, ihrer Arbeit nachzugehen.»

«Sonst noch was?»

«Nun ja ...»

Weiß warf mir einen fragenden Blick zu. «Raus mit der Sprache, Mann. Egal, was Sie sagen wollen. Ich erwarte von meinen Leuten, dass sie offen reden.»

«Bloß dass die Strichmädchen einen anderen Namen für die Opfer haben. Weil sie skalpiert wurden. Nach dem Mord an der letzten Frau hörte ich, dass manche sie als Pixavon-Königin bezeichnen.» Ich zögerte. «Wie das Haarshampoo.»

«Ja, Pixavon ist mir durchaus ein Begriff. Wie es in der Werbung heißt, ein Shampoo, beliebt bei <guten Ehefrauen und Müttern>. Auf der Straße herrscht manchmal ziemlich schwarzer Humor. Sonst noch was?»

«Eigentlich nicht. Nur was in den Zeitungen steht. Meine Zimmerwirtin, Frau Weitendorf, verfolgt den Fall mit großem Interesse. Kein Wunder bei so einer Horrorgeschichte. Brutale

Morde faszinieren sie. Wir müssen ihr alle notgedrungen zuhören, wenn sie uns das Frühstück serviert. Kein besonders appetitliches Thema, aber so ist es nun mal.»

«Interessant. Was hat sie denn über den Fall zu sagen?»

Ich stockte, stellte mir Frau Weitendorfs üblichen, vor nicht so ganz redlicher Empörung triefenden Redefluss vor, mit dem sie ihre Pensionsgäste beschallte, ohne sich großartig darum zu scheren, ob ihr überhaupt einer Aufmerksamkeit schenkte. Korpulent, mit schlecht sitzenden dritten Zähnen und zwei Bulldoggen, die ihr nicht von der Seite wichen, gehörte sie zu den Frauen, die gern redeten, ob mit oder ohne Zuhörerschaft. In dem langärmeligen gesteppten Morgenrock, den sie beim Frühstück trug, sah sie aus wie ein schmuddeliger chinesischer Kaiser – eine Wirkung, die durch ihr Doppelkinn noch verstärkt wurde. Außer mir gab es noch drei weitere Pensionsgäste: einen Engländer namens Robert Rankin, der behauptete, Schriftsteller zu sein; einen bayrischen Juden namens Fischer, der sich als Handelsreisender ausgab, aber vermutlich ein Betrüger war, und eine junge Frau namens Rosa Braun, die in einer Tanzkapelle Saxophon spielte, sich aber höchstwahrscheinlich nebenbei prostituierte. Zusammen mit Frau Weitendorf bildeten wir ein merkwürdiges Quintett, aber vielleicht einen perfekten Querschnitt des modernen Berlins.

«Frau Weitendorf würde in etwa Folgendes sagen: Für diese Frauen ist es ein Berufsrisiko, abgemurkst zu werden. Eigentlich haben sie das Schicksal doch herausgefordert. Und ist das Leben nicht schwer genug, ohne es unnötig aufs Spiel zu